

TV, KINO, KULTUR

# Uraufführung „Light my fire“ spürt in Bremerhaven den Songs der Doors nach

Jim Morrisons Perücke wandert von Kopf zu Kopf. In der Uraufführung „Light my fire“ im Bremerhavener Kleinen Haus gibt es nicht nur einen Doors-Sänger, sondern gleich drei. Eine sehenswerte Annäherung an den berühmtesten Untoten der Popgeschichte.

von **Anne Stürzer** 15. September 2023



In der Uraufführung „Light my fire“ steht nicht nur ein Jim Morrison auf der Bühne, sondern es gibt drei, gespielt von Marc Vinzing (von links), Julia Lindhorst-Apfelthaler und Karsten Zinser.

Foto: Heiko Sandelmann

Jim Morrison ist unvergessen - jedenfalls bei seinen Fans. Immer noch pilgern seine Verehrer zu seiner letzten Ruhestätte - Grab Nummer 5, 6. Division, 2. Reihe - auf dem Pariser Friedhof Père Lachaise und legen dort Blumen ab. Darauf spielt gleich die erste Szene in dem

Stück „Light my fire“ an. Drei Jünger zelebrieren eine merkwürdige Zeremonie zu den Klängen von „The End“ am Grab ihres Idols, später stopfen sie die Utensilien, eine Flasche Whiskey, ein Tambourin, ein Totenschädel, in einen Müllsack. Ein Zeichen, dass die Geschichte noch nicht zu Ende ist, selbst wenn der Song etwas anderes behauptet. Denn dies hier ist erst der Anfang einer theatralen Annäherung an den Doors-Sänger, der am 3. Juli 1971 tot in der Badewanne aufgefunden wurde.

Wie kaum ein anderer avancierte Morrison zur Galionsfigur der Gegenkultur. „Mich interessiert alles, was mit Revolte, Chaos und Unordnung zu tun hat“, sagte er einmal. Das Bühnenbild greift dieses Chaos auf. Christian Blechschmidt verwandelt das Kleine Haus in eine kalifornische Wüste mit Kakteen und atemberaubenden Sonnenuntergängen.

### **KI hat beim Bühnenbild geholfen**

Das ist längst nicht alles. Über drei Bildschirme flimmern Videos, die den amerikanischen Präsidenten Lyndon B. Johnson, Bombenexplosionen in Vietnam, knatternde Hubschrauber, marschierende Soldaten und vieles mehr zeigen. Diese Bilderflut führt fast zu einem visuellen Overkill. Etwas weniger wäre mehr gewesen - schöne Grüße an die künstliche Intelligenz, die im Programmheft als Mitarbeiterin genannt wird. Vielleicht hat Midjourney 5.2 zu viele Vorschläge gemacht.

Regisseur Jakob Arnold, der die Szenenfolge zusammen mit seinem Team entwickelt hat, weiß sehr genau, was er nicht will. Er möchte nicht die kurze Geschichte eines der berühmtesten Untoten der Popgeschichte nacherzählen. Eine Handlung gibt es nicht, jedenfalls keine, die bei A anfängt und bei Z endet. Und einen Helden oder Antihelden in den Mittelpunkt stellt. Die biografischen Daten werden nur kurz angerissen wie die Gründung der Doors am legendären Venice Beach in Los Angeles.

Der Regisseur arbeitet oft mit Überblendungen. So verschraubt er die Songs mit der Lyrik Morrisons, der lieber Poet als Rockstar sein wollte. Und schneidet da hinein Interviews mit dem Sänger, die Ansprache des US-Präsidenten - da liefert Julia Lindhorst-Apfelthaler eine tolle Karikatur ab. Und, und, und.

### **Die Musiker legen den Kern der Songs frei**

Arnold und die musikalische Leiterin Cindy Weinhold schaffen etwas ganz Eigenes. Schließlich sind die hervorragenden Musiker Maic Burkhardt (Gitarre), Olaf Satzer (Schlagzeug) und Weinhold (Tasten und Gesang) viel mehr als eine billige Kopie. Anders als eine Coverband legen sie den Kern der Songs frei, interpretieren sie neu - so wie es auch Jim Morrison mit seiner Fassung des „Alabama Songs“ von Weill und Brecht tat. Deshalb fällt die Instrumentalisierung im Kleinen Haus üppiger aus als im Original, drängt sich die Orgel nicht in den Vordergrund. Und manchmal staunen wir, wenn etwa die großartig singenden Schauspieler Julia Lindhorst-Apfelthaler, Marc Vinzing und Karsten Zinser drei unterschiedliche Versionen von „Soul Kitchen“ abliefern. Und jede für sich überzeugt. Wer denkt da noch ans Original?

Die Schauspieler liefern eine großartige Show ab. Alle drei geben im weißen Rüschenhemd und Locken-Perücke immer wieder Jim Morrison, mal solo, mal zu dritt. Sie machen in herrlicher Spielfreude noch aus der klitzekleinsten Rolle ein Glanzstück. Als Clowns vor dem Vorhang sind sie einfach köstlich, als Konservative mit Cowboy-Hut fast unheimlich.

### **Manifest der Angst und Wut**

„All children are insane“, - „Alle Kinder sind verrückt - singt Morrison in „The End“, jenem psychedelisch mäandernden Manifest der Angst und unterdrückten Wut, das bereits auf dem ersten Album der Doors 1967 enthalten war. Diese Zeilen klingen wie ein Selbstgespräch, denn Morrisons Verhältnis zu seinem Vater, einem Marineadmiral, war angespannt. Die children, das können die Blumenkinder sein, die

Hippies, die während des „Summer of love“ von einer gerechteren, einer friedlicheren Welt träumten: ohne Krieg in Vietnam, ohne Ungerechtigkeit und Rassismus. Stattdessen freie Liebe und viele, viele Drogen.

Die Träume sind eine Sache, was aus ihnen wurde, eine andere. Die Uraufführung legt - vor allem im zweiten Teil - den Schwerpunkt auf den Abgang der Hippie-Kultur, zeigt die düsteren Seiten, die Verrohung der Gesellschaft. Die Linie ließe sich bis in die Gegenwart spannen, schließlich sind Elon Musk und Marc Zuckerberg mit ihren Ideen von einem libertären High-Tech-Imperium ebenfalls Kinder der 60er Jahre.

„Zünde mein Feuer an“ fordert der Sänger in dem titelgebenden Lied. Und dieses Feuer brennt noch immer - auch in dieser assoziationsreichen Inszenierung.



Liefert die Karikatur einer amerikanischen Spießerin: Julia Lindhorst-Apfelthaler.

Foto: Heiko Sandelmann





Ist eine seltsame Priesterin am Grab des Sängers: Julia Lindhorst-Apfelthaler.  
Foto: Heiko Sandelmann



Interpretiert die Songs des Door-Sängers auf seine Weise: Marc Vinzing.